In freier Stunde

« Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" »

Nr. 237 Posen, den 15. Oktober 1929 3. Jahrg.



20. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Schwester Grete wurde sehr ernst.

„Du wirst aber nicht vergessen, daß ich es war, die dir dies alles offenbarte . . . ich, die es dir von Rechts und Amts wegen niemals sagen durfte."

„Sei ganz ruhig, Grete. Vorläufig weiß ich nicht, wie ich es anfange. Aber das findet sich schon. — Du bleibst aus dem Spiel. Das gelobe ich dir . . . Auch du würdest an meiner Stelle die beiden prachtvollen Menschen, die dich aus dem grauesten Elend errettet haben . . . nicht untergehen lassen . . . wenn du auch nur zu der geringsten Hilfe imstande wärest . . ."

„Nein, das täte ich sicherlich nicht," bestätigte Schwester Grete, obschon es ihr in Anbetracht der Vorgänge nicht leicht wurde. Und sie sahen sich in die Augen und reichten einander stumm die Hände.

16.

Der Kranke von Nr. 15 wartete! — Er hatte auf das genaueste das Eintreffen seines Briefes bei Ruth von Alvensbrink vorausberechnet. Weil er fürchten mußte, daß sie sich durch den erbetenen Besuch zu keiner Verletzung ihrer ärztlichen Pflicht in der Klinik verleiten lassen würde, so mußte er noch bis zum Spätnachmittag seine Sehnsucht zügeln.

Auf alle mögliche Weise versuchte er, sich die Zeit bis dahin zu vertreiben. — Er sah Journale ein, die Schwester Grete für ihn von einem andern Kranken entlieh, und stellte, so gut ihm das ohne Belege möglich war, die Höhe seines Bankkontos fest. Das war durch die Abzahlungen an P. A. Krumbholz und seine allmähliche, unauffällige Besorgung von Wäsche und Bekleidung erheblich zusammengeschmolzen und erlitt durch die regelmäßigen Zuwendungen an Ruth für Trautlieb Krügers Ausbildung weitere Einbuße. Nach seiner Schätzung konnte es zur Zeit kaum mehr als 40 000 Mark betragen. — Ungeduldig schob er endlich den mit Zahlen überdeckten Zettel weit von sich ab. Ueber Schwester Gretes geneigte Haube hinweg glitt sein Blick zum Fenster hin — überwand die schlank auftrebenden, gezackten Ausbogungen der Vergitterung und ruhte auf dem Grün des Gartens, in dem sich die verschiedensten Gestalten umhertummelten.

„Sind das sämtlich Kranke, Schwester?" fragte er.

Sie nickte und versuchte weiter, sich von den Bildern der einen Zeitschrift fesseln zu lassen. Seine Pupillen zogen sich eng zusammen.

„Was machen denn die Herren da? Spielen sie etwas?"

Er stellte sich so nahe an die Scheiben, daß er das kühle, glatte Glas angenehm spürte.

„Ja . . . damit werden sie sich wohl die Langeweile vertreiben," antwortete sie, ohne den Blick, wie sonst, zu ihm emporzurichten.

„Sie sagten doch, die Versicherung der Fenster sei wegen des Erdgeschosses vorgenommen, nicht wahr, Schwester?"

„Es soll hier einmal . . . vor meiner Zeit . . . eingebrochen worden sein."

„Deshalb sind wohl auch in den anderen Etagen, so weit ich das beurteilen kann, dieselben Schutzmaßregeln getroffen?"

„Gewiß — gewiß. Natürlich deshalb."

„Selbstverständlich," spöttelte er, „denn wir sind hier doch alles durchaus vernünftige, leicht zu behandelnde Leutchen. Das beweist jener Herr draußen zur Genüge," und er zeigte auf einen glattrasierten, älteren Mann, der seine Arme in denkbar geschwinder Bewegung nach beiden Körperseiten hin herumwirbeln ließ.

Schwester Gretes Haube senkte sich noch tiefer . . . Sie begriff nicht, weshalb ihr diesem gegenüber die sonst flink und freundlich von den Lippen gleitenden Ausreden peinlich waren. Mechanisch blätterte sie die Seiten um und heuchelte Versunkenheit.

Nun schwieg auch er. Was er gestern, schattenhaft nur, geahnt . . . ward ihm heute zur Gewißheit.

Er befand sich zur Beobachtung in einem Narrenhaus, das sich freilich von den „geschlossenen" Anstalten dadurch unterschied, daß man es als Volljähriger und Mündiger jederzeit auf eigenen Wunsch verlassen konnte, sofern der Kreisarzt nicht die Gemeingefährlichkeit festgestellt hatte. — Gewaltsam zwang er die aufsteigende Erregung nieder. P. A. Krumbholz hatte gründliche Arbeit geleistet . . .

„Ist die Nachmittagspost schon da, Schwester?" fragte er, nur um sich von seinen wildkreisenden Gedanken zu erlösen.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Baron."

Zornig fuhr er auf: „Sie sollen mich nicht „Baron" nennen . . . Ich bat Sie wiederholt darum."

„Verzeihen Sie," sagte sie sanft und demütig.

„Wieviel Uhr ist es wohl? Die meine habe ich vergessen aufzuziehen."

Sie schaute auf ihr Handgelenk. „Genau sechs."

Es gab ihm einen Stich. Wenn Ruth nicht in der nächsten halben Stunde kam . . . dann . . .! Es war nicht auszudenken. Er sehnte sich unbeschreiblich nach ihr . . . Weshalb blieb sie aus?

Es war wohl möglich, daß sie nach Krumbholz' Berichten über ihn einfach nichts mehr mit ihm zu schaffen haben mochte . . . Eiskalte Schauer überrieselten ihn.

Nur möglich . . .? War es nicht vielmehr für ein Mädchen von ihrer Veranlagung — die durch jede Lüge erschüttert, durch jeden Betrug in eigene Schmerzen gestürzt wurde — einfach selbstverständlich, wenn sie fernblieb . . .? Wäre er ihr nicht mehr als ein gefallener Mitmensch gewesen, würde sie unverzüglich aus Mitgefühl; das ihr die Pflicht verlieh, zu seiner Hilfe herbeigeeilt sein. So aber . . .! In dieser Stunde fühlte er nicht nur . . . nein, er wußte es mit unumstößlicher Gewißheit, daß sie ihn wiederliebte. Vielleicht nicht ganz so stark, wie er sie . . . Aber doch liebte, wie eine reine Frau einen Mann eben liebt, ihn sich vorstellend mit allem, was sie in ihm zu sehen wünschte, sich ein Bild von ihm entwerfend, nach dem sie sich eingestellt hatte.

Und wenn sich nun dies erträumte Bild als eine Phantasie herausstellte? Wenn der Beweis, daß der Idealisierte ein Betrüger, Dieb und Falschspieler sei, durch dessen eigene Berichte erbracht wäre — was dann? Aber in dieser Folgerung, die er nicht auszusprechen gewagt hätte, mußte ein Fehler sein. Einen Dieb und Betrüger brachte man wohl ins Gefängnis . . . aber doch nicht in eine solche Anstalt, wenn man nicht — um der eigenen Familie halber — Barmherzigkeit zu üben gedacht — —.

— — — Gegen sieben Uhr kam Sanitätsrat Schmolz noch einmal herein.

„Nun, wie steht's," fragte er in fröhlichem Ton. „Wird Ihnen der Tag sehr lang . . . Wollen Sie vielleicht ernsthafte Lektüre und was, wenn ja — — Spielen Sie Schach? — Ich hätte große Lust zu einem Partiechen."

„Einen Wunsch habe ich allerdings, Herr Sanitätsrat."

„Heraus mit ihm, Verehrtester. Was ists?"

„Ich wünsche, morgen so früh es angeht, entlassen zu werden, Herr Sanitätsrat . . ."

„Sie belieben zu scherzen."

„Dazu fehlt mir jeder Grund. Aber . . . ich bin weder geisteskrank, noch habe ich vor, es zu werden . . ."

„Wer spricht denn davon? Ruhig, ruhig, wenn ich bitten darf. Sie werden mir zugeben, daß Sie überarbeitet, kaputt . . . herunter sind . . ."

„Das wird sich an diesem Ort nicht beheben."

„Natürlich werde ich Sie morgen entlassen, wenn Sie alsdann noch diesen Wunsch haben sollten. Indessen, ich hoffe zuversichtlich, Sie werden eine bessere, Ihnen dienlichere Ueberzeugung gewinnen . . ."

„Machen Sie mir keine Schwierigkeiten, Herr Sanitätsrat . . ."

Es war durchaus höflich gesagt und doch schwang sich ein drohender Unterton mit

„Ich? Wie käme ich dazu?"

Geschmeidig und klug spielte Dr. Schmolz den unschuldig Verdächtigten. Eine Kleinigkeit pathetisch fuhr er fort:

„Mein Wunsch und meine Lebensaufgabe bleiben einzig, jedem Leidenden recht zu dienen. Sie wollen mir also morgen bei der ersten Visite noch Bescheid geben, ja? . . . Und nun . . . die allerbeste Nacht . . ."

. . . Das war eine höchst unangenehme Geschichte! Mit Gewalt war dieser Baron nicht zu halten. Es mußte sofort seinem Schwiegervater telephonisch gemeldet werden.

. . . P. A. Krumbholz hatte scheinbar die Erschöpfung des nach seiner Beichte in der Tat Zusammengebrochenen überschätzt, wenn er eine wenigstens vorläufig anhaltende Fügsamkeit bei ihm voraussetzte.

Nach einigem Ueberlegen rief er zurück:

„Leider, leider muß ich morgen mit meiner Tochter zu einem Bremer Geschäftsfreund verreisen. Aufschieben? Nein, verehrter Herr Sanitätsrat, das ist in diesem Fall unmöglich. Ich bitte Sie inständigst, daß Sie ihn mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bis zu meiner Rückkehr halten, Sie tun ein gutes Werk Wir wissen beide, daß es lediglich zu seinem Besten ist."

Der Apparat ließ keine absolut zustimmende Antwort hören.

„Obschon ich völlig Ihrer Meinung bin, kann ich das doch nicht versprechen. Vergessen Sie nicht, Herr Krumbholz . . . unsere Machtbefugnisse sind beschränkt. Wenn er nun auf seiner Entlassung beharrt . . ."

. . . Am nächsten Morgen bei der Visite wiederholte der Kranke seinen Wunsch nicht. Dr. Schmolz warf Schwester Grete einen triumphierenden Blick zu. Der wollte besagen:

„Aha . . das hat er natürlich längst wieder vergessen."

Aber Schwester Gretes Augen triumphierten nicht mit.

— — — „Verspüren Sie ein Lüftchen, Verehrtester, so ergehen Sie sich doch — bis sechs Uhr nachmittags steht Ihnen der Garten zur Verfügung — ein wenig draußen im Sonnenschein, den die alten Bäume angenehm abdämpfen."

Der Garten mochte ein Eden sein, die Luft mochte Rosendüfte ausatmen, er durfte das Zimmer nicht verlassen. Er mußte warten . . . auf Ruth! — Heute noch warten. Diesen ganzen, unaussprechlich langen Tag. Verlief er wieder ereignislos, verließ er morgen bestimmt die Anstalt.

Die Nacht hatte er schlaflos zugebracht. Sobald er — erfüllt von dem eisernen Willen, auszuruhen — die Augen schloß, gaukelte ihm Ruths Gesicht vor. Aus ihren schönen Augen klagte ein unaussprechlicher Jammer. Ihre Hände trotz aller Festigkeit — sanft und zärtlich, waren von ihren Tränen gefeuchtet. Ihr Mund, schmal und kühl, so lange er schwieg, hatte sich geöffnet und verriet heiße Sehnsucht neben dem gefesselten Leid, das aus den feinen Fältchen, die er noch nicht kannte, schrie.

— — — Der junge Tag nach dieser Nacht hing voll Dunst und Regenschleiern. Alles Grün im Garten erschien grau. Die hochstämmigen Rosen bückten sich, von der Nässe gedemütigt, wie Krüppel an ihren stützenden, lichtweiß angestrichenen, mit grünen Hütchen versehenen Stöcken nieder.

Der Kranke von vorgestern, der sich einbildete, eine Windmühle zu sein, schlief zurzeit noch fest. Auch die übrigen blieben vorläufig unsichtbar. Gegen Mittag hellte sich der Himmel auf . . . Nun gab es weder Grau noch Krüppel. Blau und Gold — Schönheit und Duft — aufrechte Rosen, die an ihren Stöcken standen gleich schönen, stolzen Frauen, die neben dem Mann dahinschreiten und seiner zum Schutz doch nicht mehr bedürfen — herrschten wieder.

. . . . Er aber, der Kranke von Nummer 15, wartete . . . Alle Sinne geschärft. Totenstille rings umher, die keine Geräusche zu kennen schien . . . Stunde um Stunde das gleiche. Ein einziges unheimliches Nichts. Ruhe, gegen die es kein erfolgreiches Auflehnen gibt. Oede, die unbenennbar . . . weil sie sich einzig erfüllen läßt . . . als Folter.

Schwester Grete war für ein paar Minuten hinausgegangen. Bis er hundert gezählt hatte, würde sie zurückgekehrt sein.

Da . . . da . . . Ein Klang traf sein Ohr. Er war aufgesprungen und zur Tür gestürzt. Seine Rechte suchte den Drücker . . . Umsonst. Ach so — hier — gab — gab — es — ja keine — Klinken Er war gefangen. Einfach gefangen. Seine Füße stießen gegen die Füllung. Vergeblich auch dies. Und hinter der Tür die Stimme. Ruths Stimme. — Kein Irrtum Unmöglich für ihn, jemals diese Stimme zu vergessen. Seine Hände schmerzten. Die Füße brannten wie Feuer. Als die Stimme nicht mehr tönte . . schwangen sich Glocken in seinem Hirn. Rote Kreise tanzten vor seinen Augen . . . Ruth hatte zu ihm gewollt . . . und nicht die Erlaubnis bekommen . . . Ruth — Ruth!

. . . Gegen fünf Uhr nachmittags äußerte er den Wunsch, von Sanitätsrat Schmolz' Angebot, sich bei Bedürfnis im Garten zu ergehen, Gebrauch machen zu wollen. Schwester Grete hatte von dieser Erlaubnis mit eigenen Ohren Kenntnis genommen und begleitete ihn lediglich hinaus. Er zeigte keinerlei Erregung, nachdem er alles beschlossen hatte.

— — Eine Stunde später saß er in der Untergrundbahn. Das Entweichen aus dem Garten der Anstalt — der Sprung über die verschlossene Pforte deuchte ihm jetzt reichlich kindlich. Sein Wille hätte auch das andere, normale Entfernung, durchsetzen können. Dazu aber wäre Ruhe und Zähigkeit erforderlich gewesen . . . zu deren Aufbringung er sich zur Zeit nicht kräftig genug fühlte.

So war diese Art der Verabschiedung wohl doch die zweckmäßigste gewesen.

. . . Als der Sophie-Charlotte-Platz erreicht war, hatte er dumpf die Empfindung, daß er jetzt am besten sein Heim bei Frau von Nestrop am Lietzensee aufsuche . . . Aber — er machte keine Miene auszusteigen, sondern hatte nur ein Lächeln für das was dies andere — dies, seinem eigentlichen „Ich" gänzlich entfremdete, bürgerliche Wesen — erwog.

Jene Regung, die sich weder benennen noch erforschen ließ — die ihn einfach, ohne Beachtung von Vernunft oder vernunftgemäßer Erwägung, völlig beherrschte, riß ihn zu Ruth von Alvensbrink. Ihr gegenüber ganz allein fühlte er sich schuldig. Von ihr hing alles für ihn ab.

Wenn er an P. A. Krumbholz und seine Tochter dachte, fühlte er kein Schuldbewußtsein. — Dem alternden Industriellen hatte er in seiner schwersten Zeit mit Geld und Fleiß genutzt. Dem Mädchen nicht geschadet.

Von Ruth zu ihm aber schwang ein Ton, der erhalten bleiben mußte, sollte nicht die unsagbar schöne und reine Lebensmelodie zweier Seelen unwiderbringlich verlorengehen.

— — Herminchen, die Zofe öffnete ihm. Als sie ihn erkannte, schrie sie laut auf. Er äußerte kein Wort der Verwunderung . . . gab keinerlei Erklärung ab, sondern machte Miene, in das Krumbholzsche Musikzimmer einzutreten, in dem Ruth diese Stunden gern zu verbringen pflegte

Da schrie das Mädchen, offenbar an einen Geist glaubend, noch einmal auf.

Eine leichte Gestalt kam die Treppe heruntergestürzt. Es war Trautlieb Krüger. Sie schien nicht mal erstaunt zu sein. Flüsternd neigte sie sich zu ihm.

„Der Herr und Fräulein Anita sind heute morgen verreist. Aber," und sie machte eine Kopfbewegung zum Musikzimmer hin, „Fräulein Doktor ist drinnen."

— Er sah und hörte nichts mehr. Er ging zu ihr.

— Sie tat einen langen, schweren Seufzer, als er vor ihr stand. Er merkte, daß sie geweint hatte.

Darüber versank ihm die Fähigkeit, zu erklären und sich entführen oder . . . verurteilen zu lassen.

Er stürzte zu ihr und breitete die Arme . . .

„Ruth . . . meine Ruth . . ."

Daß sie vor ihm zurückwich . . . daß ihr Gesicht — wie erstarrt in Schmerz — sich zu einem Ausdruck verzog, der ebensogut . . . Qual wie Abscheu bedeuten konnte, brachte ihn zur Besinnung. — Ihre Hand fuhr nach der Stirn und preßte sich so tief in die Haut, daß, als sie sie endlich wieder fortnahm, die einzelnen Fingerabdrücke mit runden, weißen Stellen sichtbar blieben.

„Sie müssen mir erst alles erklären," sagte sie mit einer Stimme, die wie zerbrochen klang. „Ich verstehe nichts. Weder mein Stiefvater, noch Anita haben mir das Geringste über Sie mitgeteilt. Für mich waren Sie verschwunden bis heute morgen . . tot vielleicht . . ."

„Aber . . . ich habe Ihnen doch geschrieben, Ruth . . ."

„Man befördert aus derartigen Anstalten, wenigstens anfangs, solche Briefe nicht."

Er war ratlos und verwirrt.

(Fortsetzung folgt.)

Kühle Tropfen.

Von **Paul Hörbiger.**

In Berlin läuft zur Zeit mit großem Erfolg der neue Ufa-Film „Der Sträfling aus Stambul", dem der Roman „Das Fräulein und der Levantiner" von Fedor von Zobeltitz zugrunde liegt.

Eines hat der Film jedenfalls vor dem Theater voraus: unvorhergesehene, durch die Tücke des Schicksals heraufbeschworene Zufälle, Zwischen- und ähnliche Fälle können zwar ebensowenig ausgeschaltet werden wie auf der Bühne, — sie gelangen aber nicht zur Kenntnis des schadenfrohen Publikums. Auf der Bühne soll es schon öfter passiert sein, daß unter der zentnerschweren Wucht des auf dem Wege zu Julia befindlichen Romeo die Leiter krachend zusammenbrach, oder daß die Mörderpistole im entscheidenden Augenblick nicht losging, oder der soeben frisch ermordete Cäsar plötzlich laut und vernehmlich nieste und so seine Lebendigkeit einwandfrei dokumentierte. Das alles kann im Film nicht passieren. Die mißglückte Szene wird einfach neu aufgenommen, und der tückische Zufall fällt der noch tückischeren Schere des Regisseurs zum Opfer.

Trotz dieser unumschränkten Macht der Regisseurschere konnte ich die bekümmerten Gefühle meines Regisseurs Gustav Ucicky verstehen, als ich ihn mitten in der Aufnahme einer wichtigen Szene des neuen Ufa-Films „Der Sträfling aus Stambul", in welchem ich der Partner von Betty Amann und Heinrich George bin, durch ein scheinbar unmotiviertes, weithin vernehmbares Lachen aus der Konzentration seiner Regiearbeit riß. Zu meiner Verteidigung muß ich anführen, daß mein Lachen auch mich in meiner Konzentration störte. Dieses Lachen gehörte aber zu dem Komplex Tücke des Schicksals. Jedes Ankämpfen dagegen war vergeblich.

Paul Hörbiger. Ufa.

In dieser Szene feierte ich als hochherrschaftlicher Diener die Hochzeit von Betty Amann und Heinrich George, d. h. ich lag stillvergnügt in sektbeschwertem Zustand neben einem Eisschrank in der Küche und schlief. Während das Wasser aus dem Wasserhahn des Eisschranks langsam auf meine Hand tröpfelte, erinnerte ich mich einer Episode aus meiner ersten Schauspielerzeit.

Es war in Prag. Die Premiere unserer Gastspieltruppe hatte sich als unerwartet großer Erfolg erwiesen, so daß wir alle am nächsten Tag unser Hotel aufgaben und langfristiges Logis suchen gingen. Doch ich hatte Pech: nichts gefiel mir, nichts entsprach meiner Vorstellung von der Wohnung eines großen Tragöden. Endlich, in der Nähe des Wenzelplatzes, fand ich das, was ich suchte, und war fest entschlossen, zu mieten. Wir waren auch schon einig, als plötzlich das bildhübsche Haustöchterchen der Mutter etwas ins Ohr flüsterte, wovon ich nur das Wort „Mörder" verstand. Die Folge war ein jäher Stimmungsumschwung: man wollte mir nicht mehr vermieten. Die beiden hatten mich am Vorabend im Theater gesehen — ich spielte den Mörder und Bösewicht des Stückes. Anscheinend so wahrheitsgetreu, daß den beiden Damen jetzt stärkste Zweifel an meiner Harmlosigkeit kamen. Ich war damals noch nicht eingebildet, aber dieser überzeugende Erfolg meiner schauspielerischen Leistung beflügelte meine rednerischen Fähigkeiten so, daß ich das Haustöchterchen und ihre Mutter in einem hinreißend vorgetragenen Monolog von meinen unübertrefflichen seelischen Qualitäten überzeugte und das Zimmer bekam.

Diese Episode kam mir plötzlich in Erinnerung, als ich unter dem tröpfelnden Kran des Eisschrankes in der Aufnahmeszene lag. Denn der Mann, den ich auf der Prager Bühne allabendlich „ermordete" lag damals auch unter Tropfen: sie kamen vom Tisch, auf dem während des Kampfes ein Glas Wein ausgeschüttet wurde. Dies war ihm sichtlich unangenehm. Mir dagegen waren die kühlen Tropfen aus dem Eisschrank mehr als sympathisch. Es waren damals 42 Grad Hitze im Atelier.

Heranwachsende Töchter.

Von Dr. Elisabeth Brüning.

Es ist noch gar nicht lange her, daß ein großer Prozentsatz im Gesellschaftsleben sehr stark verankerter Frauen die heranwachsende Tochter als ein wenig unbequem empfand. Wenn es irgend anging, wurde sie in ein Pensionat gesteckt. Tauchte sie aber notgedrungen einmal auf, so wurde das Märchen von der Heirat der Mutter in sehr jungen Jahren aller Welt als verbürgte Wahrheit vorgesetzt. Auf Reisen gab man die Sechzehn- oder Siebzehnjährige als viel jüngere Schwester aus, die so schnell wie möglich unter die Haube gebracht wurde, um nicht dauernd als lebendiger Zeitmesser im Hause herumzulaufen. In vielen Fällen war das Verhältnis der Tochter zum Vater ein viel innigeres als das zur Mutter. Vater und Tochter — Mutter und Sohn, so teilten sich die Parteien. Junge Mädchen sind sehr hellhörig. Sie haben es bald heraus, wenn ihr Erwachsensein die Eitelkeit der noch jugendlich sein wollenden Mutter verletzt. Dann schlägt das Tor zu, und die Kluft wird immer größer. Aber auch da, wo dieses Moment ausgeschaltet war, wirkte sich die Verschiedenheit des Interessenkreises von Mutter und Tochter irgendwie hemmend aus. Die Mütter betonten zu sehr das Respektsverhältnis und zerstörten sich dadurch oft selbst die Brücke zu der jüngeren Generation. „Meine Tochter hat gar kein Vertrauen zu mir!" Diese Klage war gar nicht selten im Munde der Frau von vierzig Jahren. Daß sie aber vielleicht selbst daran schuld war, machte sie sich nicht klar.

Der junge, ins Leben strebende Mensch sieht die Welt natürlich aus einer ganz anderen Perspektive als die an Erfahrung reiche Frau. Ehrliche Versuche, sich in das seelische Empfinden der Tochter hineinzuversetzen und die eigene Einstellung auszuschalten, haben immer noch gute Früchte getragen. Die Verschiebung der Zeitgrenzen in der Gegenwart regelt auch die Beziehung zwischen Mutter und Tochter in günstigem Sinne. Die Frauen von heute bleiben innerlich und äußerlich länger jung als früher. Sport und rhythmische Gymnastik, gesunde Lebensweise und vernünftige Kosmetik rücken das Altwerden der Frau um mindestens zwei Jahrzehnte hinaus. In dem elastischen Körper wohnt dann aber auch ein schwingungsfähiger Geist, der verständnisvoll den Zickzacklinien des jugendlichen Wollens zu folgen vermag. Der klassische Ausspruch des Backfisches „Meine Mutter versteht mich nicht, sie gehört einer anderen Zeit an!" hat kaum noch Geltung. Die Mutter, die mit der Tochter Vorlesungen hört und Museen durchstreift, mit ihr zum Schwimmen geht, zum Golf- und Tennisplatz, in die Gymnastikschule und zum Tanzkursus, nimmt eine ganz andere Stellung ein.

„Meine Mutter ist meine beste Freundin!" Wer das sagen kann, besitzt einen kostbaren Schatz. Die Freundschaft zwischen jungen Mädels ist bekanntlich ein leicht wandelbares Etwas, die der Mutter ein fester Lebenshalt. Ein gewisser Takt im Distanz-Halten ist natürlich von beiden Seiten notwendig. Man darf sich nicht zu betont neben die Tochter stellen, um sein langes Jungbleiben hervorzuheben. Auch soll man nicht alles der ganz jungen Generation gleich machen wollen. Ausstreichen lassen sich zwei oder mehr Jahrzehnte niemals. Die Würde der reifen Frau zu wahren, diese Kunst muß einem in Hirn und Herz wohnen. Der Fluch der Lächerlichkeit ist eine böse Klippe, an der schon viele gescheitert sind. Und die Kritik der Jungen ist unbarmherzig. Das liebevolle Eingehen auf den Interessenkreis der Tochter darf auch nicht zum schulmeisterlichen Ausfragen werden. Wenn eine Mutter überhaupt auf ihr Kind bauen kann, darf sie seinem Freiheitsdrang nicht zu sichtbare Zügel anlegen. Ihm ganz unbemerkt die Richtung zu geben, ist das Aufgabengebiet der mütterlichen Freundin. Die Achtung vor der Erfahrung der Aelteren macht die jungen Mädels guten Ratschlägen zugänglich. Eins verschüttet aber sofort jedes Zueinander: wenn eine Mutter nicht zu schweigen vermag. Ein Geheimnis, der Mutter gestanden, das kein Geheimnis bleibt, vielleicht, weil man es nicht so ernst ne-

nommen hat, und es ist vorbei mit allem Vertrauen. Man muß auch ruhig warten können auf die Beichte des Kindes. Sich nicht hineindrängen in seine Erlebnisse. Aber dazu gehören schon tiefgehende psychologische Erkenntnisse. Bei aller Freundschaft darf man aber doch nie den Begriff „Mutter" ausschalten, der Geborgenheit und Ruhe in sich schließt und trotz Erwachsensein das Köstlichste ist, das je einem Menschen gegeben wurde.

Wüsten im Weltenraume.

Unter den mannigfachen Gebilden, die sich dem Himmelsforscher am Firmament darbieten, haben die sogenannten Sternnebel in den letzten Jahrzehnten das Auge und das Denken der Astronomen vielleicht am stärksten angezogen. Man sieht und sucht in ihnen werdende Sonnensysteme und hofft durch die Ergründung ihrer Entstehung und Entwicklung Aufschlüsse über Werden und Vergehen großer Weltkörper zu erhalten. Die Anwendung photographischer Linsen mit kurzer Brennweite hat das Studium der großen Nebel am Fernrohre sehr erleichtert, und man kann jetzt auch solche ungeheuren Gebilde, wie den berühmten Nebel des Orion, einigermaßen als Ganzes genau betrachten. Derartige Forschungen hat seinerzeit Professor Max Wolf mit großem Eifer verfolgt und ist dabei zu der Erkenntnis gelangt, daß die großen Nebel stets von Himmelsräumen umgeben sind, die fast ganz leer von Gestirnen sind und demzufolge förmliche Wüsten im Weltenraume darstellen. Auffallend ist die Tatsache, daß schon Herschel zu einer ähnlichen Annahme gekommen war.

Nun scheinen sich diese Wüsten aber immer nur auf einer Seite des betreffenden Nebels zu befinden. Der Nebel bildet also einen der Ränder eines solchen sternleeren Raumes, und man sieht sich dadurch zu der Annahme veranlaßt, daß der Nebel gleichsam alle Massen aus diesem Raume an sich gezogen hat. Wolf nennt eine ganze Reihe von großen Nebeln, die sein Gesetz bestätigen, allerdings daneben andere, wie den Nebel der Andromeda und die berühmten Spiralnebel, die jener Regel nicht unterworfen zu sein, vielmehr zu einer anderen Gruppe von Weltkörper zu gehören scheinen.

Wiederaufzucht aussterbender Tiergattungen.

In Schweden ist man mit Erfolg bemüht, Wisente aufzuzüchten. Im Jahre 1916 erhielt der Tiergarten von Skansen bei Stockholm von Hagenbeck einen Wisentstier und zwei Kühe, die sich bald vermehrten, so daß im Jahre 1925 einem Tierfreund in dem Ort Angelsberg in Västmansland, nordwestlich von Stockholm, fünf Wisente überlassen werden konnten. Seither sind aus Schweden sieben dieser Tiere nach Deutschland zurückgeschickt worden, und trotzdem besitzt Schweden noch immer zehn Wisente, die größte Zahl, die in einem Lande beisammen ist.

Vor einiger Zeit wurde ein Wisentstier aus dem Tiergarten im Mecklenburg nach Frankfurt a. M. gesendet. Diese Verteilung ist nur durch die internationale Zusammenarbeit möglich, die den Zweck hat, das Aussterben des europäischen Bisons zu verhüten. Die Wisente, die in umzäunten Gehegen sorgfältig gepflegt werden, sind aber nicht die einzigen „wilden" Tiere in Schweden. Alarik Behm, ein schwedischer Zoodirektor, hat einiges über die Aufzucht von Bibern in Schweden erzählt. Denn auch diese Tiere, die nie dem Menschen etwas Böses taten, haben in Schweden ihr Vaterland gefunden. Wie in anderen Ländern, mußte auch in Skandinavien der Biber vor dem Menschen zurückweichen und verschwand schließlich gänzlich. Man versuchte nun, Biber aus anderen Ländern einzuführen und sie zu beschützen, damit sie vor dem Aussterben bewahrt würden. Vor acht Jahren begann das Experiment, und heute verweist man in Schweden mit Genugtuung darauf, daß der alte Biber wieder ein einheimisches Tier geworden ist. An zwanzig Stellen im Lande kann man Biberansiedlungen antreffen. Der Versuch ist glänzend gelungen.

Dagegen steht man in Nordamerika dem Aussterben des Präriehuhnes von der Marthas-Vineyard-Insel in Massachusetts, einer dem gewöhnlichen Präriehuhn verwandten Art, machtlos gegenüber. Vor fünfzig Jahren wimmelte es auf der Insel von solchen Hühnern, doch seit fünfzehn Jahren nahm ihre Zahl in auffälliger Weise ab. Man wendete tausende Dollar auf, um den Untergang dieser Vogelart zu verhindern. 1916 waren noch tausend Exemplare im Schutzgebiet vorhanden, dann brach aber, gerade als die Weibchen brüteten, ein verheerender Waldbrand aus, durch den die Brut vernichtet wurde und viele Weibchen den Tod fanden. Die Inzucht der wenigen überlebenden Tiere schwächte den Stamm, der verschiedenen Hühnerkrankheiten preisgegeben war. Vor zwei Jahren fanden Ornithologen nur noch dreißig Exemplare, im Laufe eines Jahres verringerte sich die Zahl auf neun, etwas später waren es nur mehr drei, und dann bloß zwei, und jetzt ist nur mehr ein Präriehuhn vorhanden, so daß man sagen kann, daß diese Vogelart tatsächlich bereits ausgestorben ist.

■ Gedenktage. ■

Zum 70. Geburtstag Alfred Bocks. Am 14. Oktober feiert der hessische Schriftsteller Alfred Bock seinen 70. Geburtstag. Er ist in Gießen geboren und hat seither in zahlreichen Romanen und Erzählungen das Leben hessischer Bauern und Bürger geschildert. Es ist jene Welt in seinen Büchern, die man aus den Zeichnungen Otto Ubbelohdes kennt. Dieser Künstler hat denn auch Werke Bocks illustriert. Besonderen Erfolg hatte sein Roman „Der Flurschütz" und „Die harte Scholle".

■ Aus aller Welt. ■

Eine verblüffende Diagnose. Geheimrat Heim, einer der bedeutendsten Berliner Aerzte des vorigen Jahrhunderts, war bekannt durch seine unverblümte Offenheit, die schon fast an Grobheit grenzte, aber auch beliebt und geschätzt in den weitesten Kreisen wegen seiner Herzensgüte und Wohltätigkeit. — Zu Heims Patienten gehörte auch eine begüterte Dame, die an einer fast krankhaften Furcht litt und selbst geringfügige Verletzungen oder sonstige Indispositionen als Beginn einer schweren Erkrankung ansah. Eines Nachts wurde Heim wieder einmal dringend zu dieser Patientin gerufen, da sie sich angeblich gefährlich verletzt hätte. In Wirklichkeit war es aber nur eine ganz bedeutungslose Fingerverletzung, und nur die krankhafte Furcht der Patientin konnte darin den Beginn einer Blutvergiftung sehen. — Lange sah sich Heim den verletzten Finger an, schüttelte dann den Kopf und sagte ernst: „Da muß sofort jemand zur Apotheke gehen und ein Pflaster holen. Aber er muß rennen, so schnell wie möglich! —" Entsetzt fuhr die Patientin auf, das Schlimmste vermutend — —. Doch unbeirrt setzte Heim hinzu: „Sonst könnte nämlich bei seiner Rückkehr die Wunde bereits wieder zugeheilt sein."

Ein hundertjähriger Filmschauspieler. William H. Taylor, der nicht weniger als 101 Jahre zählt, kann wohl als ältester Filmschauspieler der Welt gelten. Er wurde vor kurzem für eine Rolle des Paramount-Films „Der Vagabundenkönig" verpflichtet, eines hundertprozentigen Farbenfilms, den Ludwig Berger inszeniert. Taylor wurde am 9. Juli 1828 in Brownsville, Texas, geboren und hat drei Kriege mitgemacht. Die tätige Teilnahme an dem spanisch-amerikanischen Krieg wurde ihm verweigert, da er zu alt war. Er ist überzeugter Junggeselle und glaubt fest, daß er seine lange Lebensdauer nur seiner Ehelosigkeit verdankt. „Wenn ich mich verheiratet hätte, wäre ich sicherlich längst tot", äußerte er sich einem Interviewer gegenüber. Taylor ist von ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Frische, sein Gehör ist ausgezeichnet, ebenso sein Sehvermögen. Er hat langes, weißes Haar, das seit undenklichen Zeiten nicht geschnitten wurde, und einen ungemein ehrwürdigen, weißen Vollbart, der vor dreißig Jahren zum letztenmal die Bekanntschaft mit einer Schere machte.

■ Fröhliche Ecke. ■

Der Vorsitzende erteilte dem Zeugen die Rechtsbelehrung: „Sie müssen Ihre Aussagen beschwören, also erzählen Sie uns nur das, was Sie selbst gesehen haben, und nicht das, was Sie bloß vom Hörensagen wissen. Zunächst: wann sind Sie geboren?" „Hoher Gerichtshof, das weiß ich bloß vom Hörensagen!"

*

Geldverleiher: „Die Auskunft über Sie lautet sehr ungünstig." Kunde: „Darauf werden Sie doch nichts geben!" Geldverleiher: „Nicht einen Pfennig!"

*

Das Gesicht des Doktors klärte sich auf, als er ins Zimmer trat. „Sie sehen aber heute viel besser aus!" „Ja, ich hab' auch genau getan, was auf der Medizinflasche steht." „Das ist recht, mein Lieber, das ist recht; was steht denn drauf," „Die Flasche ist dicht verkorkt zu halten."

*

„Der wievielte ist heute?" „Sehen Sie doch in Ihrer Zeitung nach, die Sie da in der Tasche haben." „Die ist ja von gestern."